

aus dem fatten, altklugen, dünnelhaften Wesen zu dem Gefühl emporgehoben werden, wie die gesunde Entwicklung unseres nationalen Lebens vor Allem dadurch bedingt ist, daß das Christenthum mit seinen innerlichen Kräften lebendigen Glaubens und sittlicher Zucht wieder feste Wurzeln fasse in allen Ständen und Schichten des Volkes. Soll es dazu kommen, so müssen wir Theologen des kleinlichen Haders vergessen, wir müssen die Streitfragen der Theologie mehr unter uns abmachen und der christlichen Gemeinde ferner rücken, wir müssen mit der geistlichen auch die wissenschaftliche Vollrüstung anlegen, wir müssen uns neu in die noch lange nicht erschöpfte Quelle der biblischen Urkunden vertiefen und die Hauptfrage wieder in den Vordergrund stellen, welches unser Aller Trost und Kraft im Leben und im Sterben sei; wir müssen bezeugen, daß sich in Christo Jesu, dem Sohne Gottes und Erlöser der Menschen, die Lebensantwort findet auf die innersten Fragen und Bedürfnisse des menschlichen Herzens. Geht wieder solche frische Geisteskraft von der Theologie aus und ein in das Volk, so wird der Friede mit der Weltweisheit, soweit er herzustellen ist, auf Achtung und Vertrauen gegründet sein, der Kampf mit ihr aber ein fruchtbarer, für die Wahrheit erspriesslicher Kampf werden.

Ein Friede, der allem Suchen, allen Verirrungen, allem Streit ein Ende macht, ist uns Menschen in dieser Weltzeit nicht beschieden. Selbst der Friedensfürst ist nicht gekommen, den Frieden zu bringen auf Erden, sondern das Schwert. Es sei auch am Schluß dieser Betrachtungen wiederholt, daß wir vor einem täglich ernster werdenden Kampfe stehen. Aber wenn es uns in Deutschland gelingt, das kirchliche Interesse vom staatlichen Interesse, die christliche Glaubensgemeinschaft von der gesellschaftlichen Organisation der Kirche, die Theologie von der Weltwissenschaft selbständiger zu stellen, ohne die wechselseitige Handreichung zwischen Religion und Cultur zu hemmen, so wird das, was die Reformatoren für Deutschland erstrebt und geahnt haben, zur volleren Kraft und Wirksamkeit kommen. Unser nationales Leben wird sich, von den religiösen Gegensätzen weniger gestört, frei und einheitlich entwickeln; das Christenthum aber mit seinen rein geistigen, innerlichen Kräften wird das Salz unseres Landes, das Licht unseres Volks, und der Sauerteig unsere Bildung und Gesittung bleiben und in vielen Schichten der Nation von Neuem werden.

Deutsche Blätter 1877 / 57-66

Die Universitäten im neuen Deutschen Reiche*).

Von

Dr. J. Chr. A. v. Hofmann in Erlangen.

Collegen! Comilitonen!
Hochgeehrte Versammlung!

Als ich an diesem Tage des Jahres 1848 die Ehre hatte, den zuvor nicht bestandenen Brauch öffentlichen Prorektoratsantritts in unser akademisches Leben einzuführen, war ich durch die ereignisvolle Zeit, welche damals der Welt um uns her eine neue Gestalt geben zu wollen schien, der Mühe überhoben, mich zu bedenken, worüber ich sprechen sollte. In gleichem Falle befinde ich mich heute. Auch heute sagt mir die Zeit, in der wir leben, wovon ich vor Ihnen zu sprechen habe. Und doch auch wieder anders, als damals, sehr viel anders. Denn damals trieben wir inmitten eines überfluthenden Stromes, dessen hochgehende Wellen nicht erkennen ließen, wo das Schiff, welches uns einer neuen Welt zuführen sollte, zu landen kommen werde. Es ist hernach von anderen Steuermännern, als die es in Gang gebracht hatten, an's Ufer gelenkt worden, und überrascht fanden wir uns da in altbekannten Gegenden wieder, aus denen wir uns für immer verabschiedet zu haben meinten. Wer damals die Zeit befragte, was sie ihn reden heiße, der sah doch eben nur eine mögliche Neugestaltung der Dinge vor sich, und konnte daher auch nur mit unsicherer Hand die Aufgaben zeichnen, welche sie an uns stellen werde,

*) Auf besondere Anfrage hat der Herr Verfasser den Abdruck dieser Prorektoratsrede in den „Deutschen Blättern“ erlaubt. Indem wir hiermit diese Rede aufnehmen, welche vielleicht schon auf anderm Wege in manche Hände gelangt sein wird, glauben wir auf die volle Zustimmung der Leser rechnen zu dürfen.

wenn sie sich verwirkliche. Jetzt dagegen stehen wir an einem Zielpunkte, von dem aus wir mit immer neuem Erstaunen auf den so plötzlich, so unversehens zurückgelegten Weg rückblicken, immer wieder uns besinnend, welcher Sturmwind uns doch über alle Hindernisse und Schwierigkeiten hinweg in diese lang ersehnte, kaum gehoffte Wirklichkeit des neuen Deutschen Reichs getragen habe. Angesichts dieser vollbrachten, greifbaren und Dauer verheißenden Neugestaltung der Welt um uns her bleibt Dem, welcher heute an dieser Stelle zu sprechen hat, nicht nur kein Zweifel, wovon er zu sprechen habe, sondern es treten ihm auch die aus ihr sich ergebenden Anforderungen, deren Dolmetsch zu sein er berufen ist, mit derjenigen Gewißheit und Unzweideutigkeit entgegen, mit welcher uns die Gesichtszüge einer in sich fertigen und vom hellen Lichte des Mittags beschienenen Gegenwart anschauen. „Die Universitäten im neuen Deutschen Reich“ — das ist das Thema, welches mir der ruhmvolle und hoffnungsreiche Umschwung der Dinge, den wir haben erleben dürfen, vorschreibt. Den Text aber soll mir ein Schriftsteller desselben Volks geben, dessen leichtfertige Thorheit uns dazu verholfen hat, daß wir in einem Deutschen Reich leben. Leon Gautier, einer der wenigen Franzosen, die es gewagt haben, ihrem Volke die wahren, innerlichen Ursachen seines tiefen Falles aufzudecken, hat gesagt: „In den Universitäten liegt Deutschlands Stärke und das Geheimniß seiner Triumphe.“ Dies Wort soll mir zum Texte dienen.

Aber besorgen Sie nicht, hochverehrte Versammlung, daß dieser Text mich verleiten werde, mich in einer Lobrede auf unsere Universitäten zu ergehen, einer Lobrede, in der Sie mit Recht nichts Anderes als eitles Selbstlob sehen würden! In Wahrheit läge mir viel näher, jenes Wort des fremden Mannes aus dem Umstande zu erklären, daß er unsere Universitäten doch nur obenhin kennt. Nicht daß sie das wirklich seien, was er von ihnen rühmt, werde ich bestätigend ausführen, sondern sein Ausspruch soll mir nur Anlaß geben, zu erwägen, was dazu gehört, daß sie es im neuen Deutschen Reich wirklich seien.

Soll in den Universitäten die Stärke Deutschlands liegen, so muß das akademische Leben darnach angethan sein, Geist und Sinnesart der auf ihnen studirenden Jugend so zu bilden, daß Diejenigen, die aus ihm in das öffentliche Leben übertreten, die rechten Leute sind, um den gedeihlichen Fortbestand des neuen Deutschen Reichs zu erbürgen. Denn so ist es nun einmal in deutschen Landen, daß die zur Leitung des nationalen Gemeinlebens erforderliche Bildung auf den Universitäten erworben sein will. Alle Anstalten für technischen Unterricht, wie sehr man sie auch den Universitäten

anzunähern bestrebt sein mag, bleiben durch ihren auf Gewinnung und Verwendung materieller Kräfte und Güter gerichteten Zweck mit einer Einseitigkeit behaftet, vermöge deren ihre Wirkjamkeit einerseits keine nationale Begrenzung kennt, andererseits aber auch nicht im Stande ist, dem einheitlichen Ganzen des nationalen Lebens zu dienen.

Es ist eine Entwerthung unserer Universitäten, wenn man sie nur nach der Masse des Stoffs bemißt, den sich die hier Lernenden zu eigen machen können oder auch wirklich zu eigen machen. Die für den Sonderberuf der Einzelnen erforderliche wissenschaftliche Ausbildung ließe sich auch, und vielleicht rascher und sicherer, auf anderem Wege gewinnen, und eine allseitige wissenschaftliche Bildung, wie die Universitäten an und für sich sie ermöglichen, ist dem Einzelnen in Wirklichkeit doch nur in sehr beschränktem Maße erreichbar. Hinwieder kommt man zu einer Ueberspannung der an die Universitäten zu stellenden Forderung, wenn man sie schlechtthin als die Pflegestätten der Wissenschaft ansieht. Denn nur die allerwenigsten der auf ihnen Gebildeten sind dazu berufen und befähigt, die Wissenschaft selbstthätig zu fördern. Die Aufgabe, die ihnen wirklich gestellt, die Bedeutung, die ihnen eigenthümlich ist, liegt in der Thatfache, daß hier Diejenigen gebildet werden, die berufen sind, welches auch immer nachmals ihre Lebensstellung und sonderliche Berufsart sein mag, das Gemeinleben unseres Volks geistig zu leiten. Darnach, ob und wie unsere Universitäten der aus dieser Thatfache fließenden Aufgabe genügen, wird sich bemessen, ob es wahr ist, daß Deutschlands Stärke in ihnen liege; und daraus, daß sie ihr zu genügen haben, wird sich ergeben, was dazu gehört, damit es auch fernerhin wahr bleibe.

Auch fernerhin — das heißt, im neuen Deutschen Reich, mit dessen Aufrichtung die Geschichte unseres Volks an einen Abschnitt gelangt ist, wo es aus einer langen Zeit des Werdens in eine neue, durch die gewonnene staatliche Einheit bestimmte Zukunft übergeht. Haben unsere Universitäten in dem nationalen Berufe, den ich ihnen zugeschrieben habe, ihre wesentliche Eigenthümlichkeit, so werden sie ihn von jetzt an in der Art zu erfüllen haben, daß sie dazu dienen, den im Deutschen Reich verwirklichten Gedanken der staatlichen Einheit unseres Volks zu bewahren und zu pflegen. Sie haben ihn bewahrt und gepflegt, als sonderstaatlicher Eigensinn ihn abwies und dynastische Eigensucht ihn verpönte, haben ihn bewahrt und gepflegt, bis er durch eine Verkettung von Ereignissen, welche kein menschlicher Verstand geschaffen, sondern nur Gottes Weisheit gefügt hat, zu seiner Verwirklichung gelangte. Was sie hierdurch für das werdende Reich

deutscher Nation gewesen sind, müssen sie hinfort für das gewordene sein, Trägerinnen des Gedankens der staatlichen Einheit unsers Volks. Diesen Gedanken müssen die auf ihnen Gebildeten neben und außer der geistigen Ausrüstung, deren sie für ihre manigfaltigen Lebensstellungen und Berufsthätigkeiten bedürfen, in derjenigen Klarheit, welche einem in wissenschaftlichem Denken geübten Geiste Bedürfnis ist, in das öffentliche Leben mitbringen.

Die Zeit liegt weit hinter uns, in welcher die Leitung des Gemeinlebens unseres Volkes in den Händen Weniger lag, denen sie vermöge ihrer amtlichen Stellung zukam. Jetzt, nachdem das Volk in seiner Gesamtheit an der Gestaltung seiner staatlichen Ordnungen und Einrichtungen betheiligt ist, liegt Alles daran, daß der Gedanke, von dem es dabei beherrscht, der für alle seine staatlichen Bestrebungen maßgebend sein muß, bei denen in seiner Reinheit bewahrt bleibe, welche durch ihre Bildung berufen sind, die Lebensbewegung des Volks in der richtigen Bahn zu erhalten. Sind nun unsere Universitäten die Stätten, wo diese Bildung gewonnen wird, so haben Alle, die von hier in das öffentliche Leben treten, den Beruf, durch Reinerhaltung des im Deutschen Reiche verwirklichten nationalen Gedankens dazu mitzuwirken, daß die staatliche Lebensbewegung unseres Volkes diejenige Bahn einhalte, welche sie nicht verlassen darf, wenn der Fortbestand des durch Gottes Gnade gewonnenen Gutes staatlicher Volkseinheit ungefährdet bleiben soll. Diese Aufgabe eignet keiner der manigfaltigen Arten des Sonderberufs, für welche die Universität vorbildet, ausschließlich, und kein Sonderberuf, auch der kirchliche nicht, schließt von ihr aus oder überhebt ihrer.

Was es aber mit der Reinerhaltung jenes Gedankens auf sich hat, wird deutlicher werden, wenn wir uns vergegenwärtigen, gegen welche Gefährdungen er aufrecht erhalten sein will. Sie liegen vor Augen. Es ist eine politische, eine sociale und eine kirchliche.

Die politische ist, wie die Dinge dormalen liegen, die wenigst bedenkliche. Zwischen denen, welche die Einigung unseres Volkes keinen Zoll breit die Linie überschreiten lassen wollen, bis zu der sie gediehen ist, und zwischen denen, welche das Deutsche Reich erst dann zu seiner wünschenswerthen Vollendung gelangt achten, wenn die Mehrheit der Einzelstaaten, die es umschließt, im Einheitsstaate verschwunden ist, wird die Natur der Dinge unser Volk den richtigen Weg führen. Es wird sich von selbst finden, daß sich die Einigung in dem Maße, aber auch nur in dem Maße vervollständigt, als es für das Gedeihen des Ganzen eine Nothwendigkeit

ist. Ebenso wird sich der Gegensatz eines schrankenlosen Liberalismus und eines versteiften Conservativismus in der einheitlichen Lebensbewegung unseres so verschiedenartig gegliederten Volkes immer wieder ausgleichen. Keine gesunde Kraft wird auf die Dauer unterbunden, keine für die gedeihliche Fortentwicklung unseres Volksthumus erforderliche Umgestaltung auf die Dauer ausgeschlossen bleiben. Dem Widerstreben gegen eine durch veränderte Umstände vermothwendigte Umbildung würde von der Seite, wo man das Bedürfnis derselben stärker empfindet, mit einem des endlichen Obstiegens gewissen Nachdrucke entgegengetreten werden. Andererseits aber wird sich auch zeigen, daß Majorität und Autorität den Gegensatz nicht bilden, in den man sie zu einander gestellt hat. In der Gesamtvertretung eines Volks wie des deutschen, dessen einzelne Theile aus einer so verschiedenartigen Geschichte herkommen, wird dem Schwindelhaften, wo man dazu geneigt wäre, immer wieder ein Rechtsbewußtsein die Wage halten, welches für das, was unantastbare Geltung hat, mit Entschlossenheit eintritt.

Von den politischen Gegensätzen also wird der gewonnenen staatlichen Einheit unseres Volksthumus keine Gefahr erwachsen, welche nicht dadurch, daß sie innerhalb derselben ihre Ausgleichung finden, immer wieder gehoben würde. Aber freilich ist die gedeihliche Fortentwicklung unseres geeinigten Volksthumus um so gesicherter, je mäßiger die Schwankungen verlaufen, welche durch jene Gegensätze verursacht werden, und ist deshalb jede Einwirkung auf unser Volksleben zu segnen, durch welche sie nach beiden Seiten zurückgedämmt werden und die rechte Bahn, welche nicht sowohl ein Mittleres zwischen ihnen, als vielmehr die sie ausschließende Wahrheit ist, frei offen erhalten bleibt. Solche Einwirkung zu üben, bedarf es eines richtigen Verständnisses des staatlichen Wesens überhaupt und der staatlichen Geschichte unseres Volkes insonderheit. Wenn nun Diejenigen, welche ihre Bildung auf unseren Universitäten empfangen, berufen sind, das Gemeinleben unseres Volkes geistig zu leiten, sollten sie nicht die Zeit ihres akademischen Studiums dazu verwenden, jenes Verständnis zu gewinnen? Damit ist nicht gesagt, daß sie sich ohne Beruf in politische Händel mengen oder ihre Zeit mit planlosem Zeitungslesen vergeuden sollen. Ein gründliches Lernen, eine ernste Denkarbeit wird gefordert. Man pflegte sonst zu sagen, die Jugend solle sich nicht mit Politik befassen. Aber damit meinte man nicht das, was jetzt gefordert werden muß, und die Zeit war eine andere. Jetzt, wo jeder Erwachsene berufen ist, an der Selbstverwaltung des Volks in seinem Maße mitzuwirken, wäre jene Abmahnung,

wenn sie der Vorbildung für diese staatsbürgerliche Berufserfüllung gälte, eine Ermahnung zu geflüchtlicher Pflichtversäumnis.

Aber noch andere und durch die Lage der Dinge dringliche Anforderungen müssen angesichts der viel bedenklicheren Gefährdung, welche der Einheitlichkeit unseres deutschen Volkslebens von socialer und kirchlicher Seite kommt, an die akademische Jugend gestellt werden. Bedenklicher sind diese beiden Gefährdungen schon um deswillen, weil sie das Volksthum hinter eine Gemeinschaft zurückstellen, für welche dasselbe gleichgültig ist. International nennt sich die Verbrüderung, die es sich zur Aufgabe setzt, den Theil der menschlichen Gesellschaft, welchen sie mit geflüchtlicher Sinnlosigkeit für den allein arbeitenden ausgibt, zum alleinherrschenden zu machen. Sie ist aber nicht sowohl international, als vielmehr antinational, indem sie durch den feindlichen Widerstreit, den sie in jedwedem Volksthum gleichmäßig hervorruft, alles nationale Gemeinleben, so viel an ihr liegt, auflöst. Wie läßt sich nun dieser Gefahr begegnen? Keinenfalls dadurch, daß man die unleugbare Berechtigung leugnet, welche gewissen Forderungen Derjenigen beizohnt, die man ungeschickter Weise zur selben Zeit, wo sich die Abgrenzungen der Stände gegen einander bis zur Unkenntlichkeit verwischten, als einen vierten Stand anerkannt hat. Es gibt, und zwar nicht bloß da, wo die Industrie jenen Gegensatz von Arbeitern und Arbeitgebern geschaffen hat, an den man zunächst denkt, wenn man von der socialen Frage spricht, eine große Menge Menschen, deren menschliches Recht nur ausnahmsweise zu der Geltung gelangt, die ihm gebührt. Dies will anerkannt und nicht mit dem Sage, daß es sich eben mit der Arbeitskraft wie mit der Waare verhalte, deren Preis sich nach Angebot und Nachfrage richte, zugedeckt werden. Man hat den Staat angerufen, darin Wandel zu schaffen. Aber die Hilfe, die er leisten kann, beschränkt sich, wenn er nicht Heilmittel anwenden will, welche schlimmer sind als das Uebel, auf den Weg der Gesetzgebung, welcher nur so weit reicht als die Möglichkeit des Zwangs. Auch die Kirche hat sich gefragt, was sie zur Hebung des Uebels zu thun vermöge, aber nur gefunden, daß es ihr obliege, selbstsüchtige Arbeitgeber zur Nächstenliebe, anmaßliche Arbeiter zur Gemüthsamkeit zu befehlen. Wenn man sich römischerseits vermißt, die sociale Frage ausgiebiger lösen zu können, so beruht dies auf der Voraussetzung, daß sich die christliche Welt nach dem Vorbilde des Jesuitenstaates Paraguay einrichten, in einen nach den Grundsätzen der *civiltà cattolica* hierarchisch regierten Staat umwandeln lasse. Eine wirkliche und nachhaltige, nicht bloß erzwungene und nicht bloß von der Gesinnung der

Einzelnen abhängige Ordnung der in Rede stehenden Verhältnisse wird sich nur durch die Macht einer öffentlichen Meinung erzielen lassen, welche das, was bisher von Einzelnen aus gutem Willen oder verständiger Einsicht geschehen ist, um den auf täglichen Lohnerwerb Angewiesenen ihr menschliches Recht angedeihen zu lassen, zu einem gemeingültigen Gesetze erhebt, dem sich der Einzelne nicht entziehen kann, ohne sich mit der Gesellschaft um ihn her in einen ihm allerwege empfindlichen Widerstreit zu bringen.

Um aber eine solche öffentliche Meinung zu schaffen, bedarf es eines Zusammenwirkens aller menschlich Wohlmeinenden, welches hinwieder nicht zu Wege kommt, wenn nicht Diejenigen, welche berufen sind, das Gemeinleben ihres Volkes geistig zu leiten, ein klares Verständniß, was menschlich Rechtens sei, mitbringen, um darnach die volkswirtschaftlichen Grundsätze zu beurtheilen, deren Gültigkeit bei der Ordnung dieser Verhältnisse vorausgesetzt wird. Nehmen nun in unserem Volke Diejenigen, welche aus dem akademischen Leben in das öffentliche übertreten, jenen Beruf für sich in Anspruch, so ist dagegen von ihnen zu fordern, daß sie gelernt haben, die Verhältnisse des menschlichen Gemeinlebens ethisch zu würdigen. Sie sind dafür verantwortlich, daß der Miß, welcher die Einheitlichkeit unseres Volkslebens von socialer Seite bedroht, durch eine auf ethischem Grunde beruhende Würdigung der socialen Verhältnisse aufgehalten und geheilt werde.

Eine gleiche Verantwortlichkeit und Verpflichtung erwächst ihnen aus der von kirchlicher Seite drohenden Gefährdung der Einheitlichkeit unseres Volkslebens. Zwar von Seite der evangelischen Kirche bleibt sie unbedroht. Denn wengleich sich die evangelische Kirche von allem Volksthum unabhängig und als die eine und selbe unter allen Völkern weiß, wo immer das religiöse Leben die schriftgemäße christliche Wahrheit zu seinem Inhalte hat; so gibt sie doch dem Kaiser, was des Kaisers ist, und läßt die äußere Gestalt ihres Gemeinlebens durch die Besonderheit des Volksthums, in welchem sie Raum gewonnen hat, und durch die staatlichen Ordnungen des Volksgemeinlebens, auf dessen Grund und Boden sie eine Behausung hat, bestimmt sein. Aber anders verhält es sich mit der römischen Kirche, wenn sie diejenige Seite ihres Wesens hervorkehrt, welche ihre volle Ausprägung im Jesuitenorden gefunden hat, indem sie die kirchliche Einheit in einen alle Lebensverhältnisse umschließenden unbedingten Gehorsam gegen die Person des Papstes setzt. In dieser Richtung vorgehend, kommt sie nothwendig bei jedem Schritte mit der staatlichen Ordnung der Dinge, welche auf dem selbständigen Rechte des Volksthums beruht, in einen Widerstreit, welcher

die Einheitlichkeit des Volkslebens mit um so gefährlicherem Zwiespalte bedroht, je größer die Massen Derer sind, welche Christenthum und römisches Kirchentum schlechtweg für eins und dasselbe nehmen und das Wort: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen“ hiernach mißverstehen. Und mit solchem Zwiespalte ist dermalen die Einheitlichkeit unseres Volkes in einem Maße bedroht, wie kaum je zuvor, so daß davon, wie ihm begegnet wird, mehr als von irgend etwas Anderem das fernere Gedeihen des Deutschen Reichs abhängen dürfte. Geschieht es ohne klare Einsicht, wie sich der augenblicklich in den Vordergrund gerückte Fragepunkt der persönlichen Unfehlbarkeit des Papstes zum Wesen der römischen Kirche überhaupt verhält, so wird man Schritte thun, mit denen man der römischen Folgerichtigkeit gegenüber den Kürzern zieht und dadurch das Uebel nur ärger macht. Und thut man es unter Mißkenntung der christlichen Wahrheit und ihres Verhältnisses zum römischen Kirchentum, so wird man über das Ziel schießen und an unrechter Stelle einen Schaden anrichten, den man hinterher selbst zu büßen hat. Es gilt eben, klar zu sehen und wohl zu unterscheiden, was christliche Wahrheit ist, die keinem menschlichen Gesetze weicht, und was nur den Anspruch macht, es zu sein, eben deshalb aber den Mangel göttlichen Rechts durch Ueberhebung über das, was menschlich Rechtens ist, zu decken getrieben ist.

Dieser Einsicht haben Diejenigen, welche das Gemeinleben unseres Volkes zu leiten berufen sind, zu keiner Zeit mehr bedurft, als jetzt, und in keinem Volke bedarf man ihrer so dringend, wie in dem unsrigen, in dessen Mitte der ihm an's Herz greifende Widerstreit, ein Widerstreit nicht zwischen Staat und Kirche, wie man ihn unglücklicherweise zu verallgemeinern pflegt, sondern zwischen dem selbständig berechtigten Volksthum und dem römischen Kirchentum, ausgetragen sein will. Und das ist nicht eine Sache für heut und morgen. Die große Aufgabe, die uns hier gestellt ist, hat ein für ihre Lösung viel zu wenig vorbereitetes Geschlecht überrascht. Sollten nun nicht Diejenigen, deren der Beruf wartet, das Gemeinleben unseres Volkes geistig zu leiten, der schweren Verantwortung eingedenk, welche ihnen aus jener Aufgabe erwächst, welches auch immer nochmals ihr Sonderberuf sein wird, ernstlich bedacht sein, auf die Frage, von deren richtiger Beantwortung die richtige Lösung derselben abhängt, eine Antwort zu finden, welche sie in den Stand setzt, ebenso unbeirrt von dem oberflächlichen Gerede der Unwissenheit in kirchlichen Dingen, wie von dem verwirrenden Geschrei eines falsch kirchlichen Fanatismus, das deutsche Volk so zu berathen, daß ihm beides, die christliche Wahrheit und

die berechnigte Selbständigkeit seines staatlichen Lebens, gleichermaßen gewahrt bleibt?

So schwer wiegende Forderungen stellt die Gegenwart an alle Diejenigen, welche dem deutschen Volke für die Bildung, die es ihnen durch seine Universitäten zu Theil werden läßt, den Dank schuldig sind, sein Gemeinleben in der richtigen Bahn zu leiten und ihm die im neuen Deutschen Reiche erlangte Einheitlichkeit desselben gegen die Gefährdungen, von denen sie bedroht ist, zu bewahren und aufrecht zu erhalten. Ist die Zeit, welche wir haben erleben dürfen, so viel größer als die Vergangenheit, aus der wir herkommen, so ist dafür auch die Verpflichtung, welche sie dem nachwachsenden Geschlechte auferlegt, um so viel ernster. Wie steht es nun auf unseren Universitäten? Steht es so, daß wir jenes Wort des fremden Mannes, Deutschlands Stärke liege in ihnen, mit gutem Gewissen uneignen, mit freudigem Ausblicke in die Zukunft wiederholen können?

Wollte Gott, ich dürfte diese Frage mit einem unbedenklichen Ja beantworten! Aber ich bin zu alt, um die Dinge anders zu sehen, als sie sind, und nicht thöricht genug, sie anders zu malen, als wie ich sie sehe. Und so kann und darf ich nicht bergen, daß mir der Zustand unserer akademischen Studien nur um so größere Besorgniß einflößt, je mehr sie von Rechtswegen für die Zukunft unseres Volkes austragen sollten. Im Gegensatz gegen die französischen Hochschulen rühmt Gautier von unseren Universitäten, die er eben deswegen so hoch stellt, daß unsere studirende Jugend arbeite. Aber thut sie dies wirklich? Arbeitet sie um so ernstlicher und angestrongter, je höher die Anforderungen, nicht der Examina, sondern des engeren und weiteren Lebensberufes sich steigern, denen ihr auf der Universität gewonnener Bildungsstand genügen sollte? Ich kann es nicht finden. Nicht einmal dasjenige Pflichtgefühl, von welchem man meinen sollte, daß es der Ausblick auf den gewählten Sonderberuf einem Jeden aufnöthige, ist stark und allgemein genug, um gewissenhafte Verwendung der akademischen Lehrzeit zur Regel zu machen. Was läßt sich da für jenen allgemeinen Beruf erwarten, dessen man sich entschlagen kann, ohne darum sein Brod zu verlieren? Und vollends eine Begeisterung, welche mit der Größe der Aufgabe wächst und die Selbstvorbildung für ihre Erfüllung zur rechten, eigentlichen Jugendfreude macht, wo findet man sie?

Ich höre wohl sagen, auf handwerksmäßiges Lernen komme es nicht an, und Charakterbildung sei das Wesentliche. Aber auf handwerksmäßiges Lernen kommt gerade Derjenige, der sich der freien Geistesarbeit entwöhnt hat, dann hinaus, wenn er nun vor dem Uebergange steht, der ihm zum

Brode verhelfen soll. Und wäre das Charakterbildung, wenn nur immer Einer den Andern anleitete, die edle Zeit mit Nichtsthun oder mit dem Thun von Solchem, das Nichts oder weniger als Nichts ist, umzubringen? „Saure Wochen, frohe Feste“ dieses Wort unseres großen Dichters, welcher wahrlich gearbeitet hat wie Einer, gilt nicht bloß dem Mannesalter, sondern auch der Jugend und auch der akademischen Jugend. Wer das Verhältniß umkehrt und höchstens nur die Feste sich sauer werden läßt, wie soll dem die Universität Vorschule für die Mannesarbeit sein, ohne welche auch das begünstigste Leben verächtlich ist? Wahrlich, eine Universität, von der es hieße, daß es sich auf ihr zwar recht vergnüglich lebe, daß aber eben deshalb, wer studiren wolle, eine andere aussuchen müsse, wäre das Geld nicht mehr werth, das sie kostet, geschweige die Anstrengung, in welcher ihre Lehrer sich verzehren.

Doch genug der Worte! Wenn der Donnergang welterschütternder Ereignisse den Ohren verhallt, die er noch eben betäubt hatte, was wird die Rede des einzelnen Mannes vermögen? Sie hat ihre Stunde ausgefüllt: was will sie mehr? Aus einem bitteren Herzeleid, das mir in der Seele brennt, ist sie geboren: möchte sie nicht auch darin begraben sein!

Il papa nero.

Fünfunddreißigster Gesang zu Dante's „Hölle“.

Deutsch von S. W.

Der Volksmund in Rom nennt seit geraumer Zeit den Jesuitengeneral den schwarzen Papst (papa nero) im Unterschied von dem weißen (papa bianco). Für Dante ist in dem nachfolgenden Gesange der schwarze Papst die Incarnation des falschen, pharisäischen, durch Gewalt, Lüge und List die Weltherrschaft erstrebenden Papstthums, welches nach der durch die ganze göttliche Comödie hindurchgehenden Anschauung schon seit Constantin's des Großen Zeit als Verführung an den zu demüthiger dienender Führerschaft der Kirche berufenen Papst (den papa bianco) herantrat. So suchte, wie das schon der heilige Bernhard aussprach, eine dämonische, antichristliche Macht den römischen Pontifex zu ihrem Werkzeug und Stellvertreter zu machen. Dante, der gegenüber dieser Gefahr von der staatlichen Monarchie und von dem Bunde Italiens mit Deutschland das Heil erwartete, glaubte in dem schwarzen Papst die Lüge seines eigenen Zeitgenossen, Bonifaz VIII., zu erkennen. Ihn, „der Pharisäer Herrn und Hort“, hat er im XIX. Gesange als den in der Hölle Erwarteten bezeichnet. Es ist derselbe Papst, der, wenn er unfehlbar war, durch die Bulle „Unam sanctam“ alle römischen Katholiken für alle Folgezeit verpflichtet hat, zu glauben, daß der Papst die absolute geistliche und weltliche Oberherrschaft über die Erde besitze. Symbol dafür war, wie das zwiefache Schwert, so die zwiefache Krone, an deren Stelle hernach die auf die Herrschaft über Himmel, Erde und Hölle gedeutete dreifache Krone trat. So würde recht eigentlich im Sinn des Apostels „das Kreuz zunichte gemacht“ und zu einer Fabel der Vergangenheit werden.

Am Schluß des XXXIV. Gesanges, an den sich das nachfolgende prophetische Traumgesicht anschließt, tritt Dante aus dem Höllenschlund hervor und sieht die Sterne der andern Hemisphäre. Unter ihnen überrascht den Beschauer besonders das „Kreuz des Südens“, auf dessen vier große Sterne man frühzeitig die erhabene Schilderung in dem unmittelbar folgenden ersten Gesange des Fegefeuers (B. 22 — 27) bezogen hat. Es ist dasselbe prächtige Gestirn, welches Alexander